



Welche neue Welt blitzt da auf?

Das Coronavirus zeigt uns, wie sehr wir mit allem Lebendigen in der Natur verbunden sind. Und es stellt uns die Frage, wie wir in Zukunft leben wollen.

von MAXIMILIA PROBST (Die Zeit Nr. 45 / 29.10.2020)

Es könnte frivol wirken, inmitten einer wieder aus dem Ruder laufenden Pandemie nach dem Guten an Corona zu suchen. Zwar ist Sorge angesichts der explodierenden Infektionszahlen gerade dringend geboten – aber diese Sorge wird zurzeit oft genug geäußert. Woran es mangelt, ist eine Perspektive, die Viren nicht nur mit Katastrophe verbindet, sondern auch mit der Frage, was nach der Krise kommt. Was fehlt, ist Hoffnung. Hoffnung kann einen neuen Horizont aufspannen und Veränderungen in Gang setzen.

Da kommen die Ergebnisse der Vermächtnis-Studie, die das Wissenschaftszentrum Berlin mit der ZEIT und dem Markt- und Sozialforschungsinstitut Infas seit 2015 erhebt und auswertet, gerade recht. Die Studie bildet ab, was den Deutschen wertvoll ist, wie sie auf sich und ihre Mitbürger schauen und was sie sich erhoffen. Und im Vergleich zu den Vorjahren zeigt sich 2020: Die Zukunft erscheint den Deutschen gestaltbarer, als dies in den letzten Jahren der Fall war. Sie sind offen für Veränderung. Die ist auch nötig, vielleicht wie nie.

Es ist ja nicht so, dass unsere Welt vor Corona gut in Form gewesen wäre. Die Pandemie hat Defizite stärker hervortreten lassen und die Kontraste verschärft. Das Virus deckt gnadenlos Schwächen auf, die individuellen wie die gesellschaftlichen. Zum Beispiel in der öffentlichen Gesundheit.

Vor einigen Tagen publizierte die medizinische Fachzeitschrift The Lancet die Global Burden of Disease Study. Sie untersucht weltweit, welche Krankheiten uns Menschen am meisten zu schaffen machen. Die Ergebnisse für 2019 ergaben: Es sind chronische Probleme wie Atemwegserkrankungen, Bluthochdruck und Fettleibigkeit, nicht übertragbare Krankheiten, und viele davon haben mit einer ungesunden Lebensweise und schlechten Lebensbedingungen zu tun, mit Bewegungsmangel, falscher Ernährung und verpesteter Luft. Erst dieser chronische Gesundheitsnotfall, so fasste es der Chefredakteur Richard Horton zusammen, hat die Bedingungen geschaffen, dass Covid-19 bislang mehr als eine Million Tote hinterlassen konnte. Nicht nur für Corona gilt: Je schlechter der Gesundheitszustand der Menschen, desto tödlicher das Virus.

Das heißt im Umkehrschluss: Langfristig müssen wir lernen, besser mit Viren zu leben. Zu den Ersten, die das klar erkannten, gehören der Philosoph Gilles Deleuze und der Psychoanalytiker Félix Guattari. In ihrem Buch Tausend Plateaus aus dem Jahr 1980 entwickelten sie einen ganz und gar positiven Blick auf Viren und Ansteckungen. Viren verknüpfen ihnen zufolge Menschen mit einer nicht menschlichen Umwelt, etwa durch die von Tieren übertragenen Zoonosen mit der Tierwelt. Erst diese Verbindung ist es, die den Menschen evolutionär geformt hat – und nach Deleuze und Guattari weiter formen sollte.

Die Wissenschaft hat diesen Blick verifiziert. 2016 bestimmten Forscher um Edward Chuong von der University of Utah den Anteil des Virenerbguts am menschlichen Genom auf rund acht Prozent. Wir sind das Produkt viraler Einwanderung. Die Forscher zeigten, dass diese Einwanderung entscheidend zur angeborenen Immunantwort beigetragen hat, also zu der Reaktion des Menschen auf Lebewesen und Organismen, die von außen in ihn eindringen.

Das Gleiche gilt für die erworbene Immunantwort. Sie wird aufgebaut, indem wir uns von klein auf der Natur aussetzen, und wachgehalten, indem wir Kontakt halten zu den Lebensbedingungen und Lebensweisen, die uns evolutionär hervorgebracht haben. Gute Luft, Bewegung, am besten im Freien, eine Ernährung, die nicht auf prozessierten Lebensmitteln, insbesondere nicht auf Zucker und Fetten, beruht. Die Corona-Krise wird manchmal als ein Epochenbruch beschworen. Sie ist aber bloß der Blitz, in dessen Licht sich dieser Umbruch deutlicher denn je abzeichnet: Begonnen hat er mit der ökologischen Bewegung. Die nahm in den Siebzigerjahren an Fahrt auf und muss nun in den kommenden Jahren als ökosoziale Modernisierung von planetarischem Ausmaß die Lebensbedingungen der miteinander verkoppelten menschlichen und nicht menschlichen Umwelten erhalten und neu gestalten.

Die Maßnahmen, die diesem Ziel dienen, sind weitgehend bekannt. Wir brauchen Städte, deren öffentlicher Raum zuerst ausgelegt ist auf die Bewegung und den Aufenthalt von lebendigen Körpern, nicht von Kisten aus Blech. Eine neue Ernährungsweise, die mehr auf Gemüse und Obst als auf Fleisch setzt. Die Ersetzung von fossiler Energie durch Solar- und Windkraft. Und eine Verwilderung weiter Landstriche, verbunden mit massiver Aufforstung. Es sind Maßnahmen, die sowohl der Reduktion von CO₂ und von Feinstaub dienen als auch zu einem gestärkten Immunsystem führen. Hier treffen sich Ökologie und Immunologie, Corona und die Klimakrise.

Doch vorerst ist die Situation paradox. Die steigenden Infektionszahlen legen Handlungsweisen nahe, die der Ökologisierung unseres Lebens zuwiderlaufen. Strenge Quarantänevorschriften, nicht mehr aus dem Haus gehen, Verlagerung des Alltags in die keimfreie Welt des Digitalen, eine generelle Angst vor allem, was von außen kommt: Das würde unser Immunsystem massiv schwächen und kann nur kurzfristig aufrechterhalten werden. Nichts wäre schlimmer, als durch Corona jetzt eine andauernde Passion der Reinheit zu entwickeln. Langfristig müssen die Desinfektionsmittel zurück in den Schrank und wir auf die Straße, an die Sonne, in die Natur, empfänglich sein für Berührung und selbst berühren wollen. Vielleicht hilft es, um den Winter zu überstehen, sich jetzt schon ein wenig darauf zu freuen – auf diesen endlosen und schmutzigen Sommer der Liebe, dessen Zeit früher oder später kommen wird.